

mutungen. Die Treue im Kleinen des täglichen Gehorsams, des Berufsgehorsams, des Glaubensgehorsams ist es, die uns auch auf große Zumutungen vorbereitet. Eine gute, vielleicht die beste und schlichteste Vorübung ist es, jedem Bittenden jede vernünftige Bitte schnell und gern zu erfüllen. Dies ist freilich nur dem zu raten, der auch Nein sagen kann. Unfreier Gehorsam ist keine Tugend.

DER KRIEG — AUFSÄTZE ZUR SITUATION UNSERER WELT

Die Zukunft Jerusalems

Von Teddy Kollek

Ihrer Bitte, mich zur Zukunft Jerusalems zu äußern, leiste ich nur zögernd Folge, denn ein Prophet bin ich nicht, und die sind in Jerusalem schon lange ausgestorben.

Vor knapp einem Jahr sind wir hier in Israel alle mit Gasmasken zur Arbeit gegangen und hatten uns an die nächtlichen Scud-Angriffe schon fast gewöhnt. Jerusalem selbst erlitt dabei keinen physischen Schaden von Saddam Husseins Scuds, aber schwer war es uns trotzdem, und besonders bedrückend waren die Szenen verschiedener in Israel wohnenden Araber, die bei jedem Angriff vor Freude auf den Dächern tanzten.

Die jüdische Tradition verbietet uns die Schadenfreude. Dies scheint uns die Kraft zu geben, mit viel Geduld und verhältnismäßiger Toleranz, trotz unzähliger Rückschläge, fortgehend für ein friedliches Zusammenleben zu wirken.

In der Geschichte Jerusalems haben zahlreiche Kriege und Eroberungen stattgefunden. Die Eroberer krönten ihren Sieg jeweils mit der Verbreitung ihrer Kultur und Religion. So zerstörten die Römer vor fast 2000 Jahren den jüdischen Tempel und ersetzten diesen später durch einen Jupitertempel, das eroberte Jerusalem wurde als Aelia Capitolina römischer Tradition gemäß aufgebaut, und den Juden wurde das Betreten der Stadt unter Todesstrafe verboten. Kaum dreihundert Jahre danach haben die Christen die heidnischen Bauten der Römer durch Kirchen ersetzt. Laut Tradition waren die Mohammedaner, als sie im 7. Jahrhundert nach Jerusalem kamen, von der Vernachlässigung des Tempelberges entsetzt und errichteten auf dieser Stelle eine Moschee. Rund 400 Jahre später wurde die mohammedanischen heiligen Stätten von den Kreuzrittern in Kirchen verwandelt, die knapp 100 Jahre danach, als die Mohammedaner zurückkamen, von allen christlichen Kennzeichen wieder gesäubert wurde. Unter den Mameluken und den Osmanen blieben die christlichen wie auch die jüdischen heiligen Stätten abhängig vom muselmanischen Souverän. Jerusalem zur britischen Mandatszeit garantierte den status quo aus der Zeit der Osmanen und erlaubte allen den freien Zugang ihrer heiligen Stätten. Doch während den 19 Jahren, in denen die Jordanier von 1948 bis zum Sechstagekrieg im Jahre 1967 in Jerusalem herrschten, wurden mehr als 50 Synagogen total zerstört, und der Zugang zum jordanischen Teil der geteilten Stadt wurde den Juden verwehrt. Als die israelische Regierung unerwartet nach dem jordanischen

Angriff Jerusalem vereinigen konnte und die Mauern entfernt wurden, hat die nationale Regierung mit Levy Eshkol als Ministerpräsident und Likudführer Menachem Begin als Mitglied den mutigen Beschluß gefaßt, die Verwaltung des Tempelbergs mit seinen beiden Moscheen den Mohammedanern zu überlassen. Einer der Hauptschritte, den unsere Regierung seit 1967 unternommen hat, war die Abschaffung der jordanischen Gesetze, die den christlichen Institutionen verboten haben, Land zu kaufen und zu bauen. Unsere Regierung mischte sich auch nicht ein in den Lehrplan der christlichen Schulen und befreite jene von der Pflicht, den Koran zu unterrichten. Den mohammedanischen wie auch den christlichen Würdenträgern wurde absolute Religionsfreiheit versprochen.

Ein Beispiel, mit dem wir fertig werden mußten, war »Notre Dame de France«, und ich habe dieses schon öfters beschrieben: Die »Notre Dame«, das imposante, jahrhundertalte Kloster, das sich gegenüber dem Neuen Tor in der Altstadt befindet, gehörte den Assumptionisten, einem römisch-katholischen Orden. Gerüchtweise hörten wir, daß die Besitzer das riesige Gebäude verkaufen wollten. Es schien keinerlei sichtbarem Zweck mehr zu dienen und war in den verschiedenen Kriegen stark beschädigt worden. Trotzdem hatte es einen starken Symbolwert, und ich bezweifelte, daß der Vatikan dem Verkauf zustimmen würde. Dennoch erzählte mir jemand, der mit der Hebräischen Universität zu tun hatte, daß die Universität den Bau über einen New Yorker Mittelsmann kaufen konnte. Kurz darauf brachte der Apostolische Delegierte, der intelligente und charmante Monsignor Pio Laghi, einen Besucher aus Rom, der mich sprechen wollte: Es ging um die »Notre Dame«. Die Assumptionisten hatten das Gebäude ohne Zustimmung des Heiligen Stuhls verkauft, und die Kirche hatte damit ein symbolträchtiges Eigentum verloren. Dazu kam, daß der Orden in Verdacht geriet, bei dieser Transaktion verdient zu haben. Monsignor Laghi erklärte mir, daß die heutige Kirche nicht nur *ecclesia militans*, sondern auch *ecclesia sociale* sei und der Verkauf von »Notre Dame« die Beziehungen zu den Arabern gefährde, da jene zu der Ansicht gelangen könnten, daß die Kirche den Zionismus unterstütze. Das würde wiederum bei den Arabern zu Vorurteilen gegenüber christlicher Sozialarbeit führen. Um unsere interkonfessionellen Beziehungen zu schützen und ein höchst unangenehmes Gerichtsverfahren der Kirche zu vermeiden, habe ich den Präsidenten der Hebräischen Universität Professor Harman und Ministerpräsidentin Golda Meir aufgesucht. Zum Schluß wurde der Kauf rückgängig gemacht, und »Notre Dame« ging für den Preis, den es gekostet hatte, wieder an die ursprünglichen Eigentümer zurück, obgleich sich die Preise für Immobilien in den Jahren seit dem Verkauf vervierfacht hatten.

Inzwischen hat der Vatikan das Kloster restauriert und eine wunderschöne Pilgerherberge daraus gemacht. In Israel wurden bei dieser Lösung der Justizminister und ich als Verräter bezeichnet, weil wir einen so wertvollen Besitz in Jerusalem wieder aufgegeben hatten. Ich hingegen sah darin eine bedeutende Investition an gutem Willen, der einer der wichtigsten Voraussetzungen für eine gesunde Zukunft in dieser Stadt der drei großen Religionen und Dutzender Völkergruppen ist.

Ganz bewußt habe ich mich persönlich dafür eingesetzt, enge Beziehungen mit den Würdenträgern aller Religionen, die in Jerusalem vertreten sind, zu pflegen. Im Rahmen dieser Kontakte hat Kardinal Döpfner von München vor vielen Jahren Jerusalem besucht. Der Kardinal wurde begleitet von Bischof Ratzinger, der später Kardinal von München wurde und heute in Rom ein wichtiges Amt innehat. Sein Nachfolger in

München, Kardinal Wetter, besucht uns jährlich in Jerusalem, und es kommt dabei immer zu sehr persönlichen Gesprächen. Diese und viele andere Kontakte haben mir einen Einblick in das katholische Denken über Jerusalem ermöglicht.

Es gibt eine Entwicklung in der katholischen Auffassung, und die ursprüngliche Forderung nach Internationalisierung der Stadt ist veraltet. Zur Zeit der Staatsgründung Israels im Jahre 1948 hatte der Vatikan in der UNO weder zu den Israelis noch zu den Mohammedanern Zutrauen und war um die heiligen und religiösen Gebäude und Stätten besorgt. Bei aller Kritik, so glaube ich, ist die Kirche inzwischen zur Überzeugung gekommen, daß man sich auf uns verlassen kann; statt Internationalisierung der Stadt sollten die Kirchengüter als extritorial eingestuft werden.

Noch heute hat die Kirche große Schwierigkeit, Jerusalem als Hauptstadt Israels anzuerkennen. Zwar hat das Vatikanum II die ehemalige offizielle Auffassung, daß Juden, da sie Jesus Christus nicht anerkennen, ihr Erbrecht im Heiligen Land verloren hätten, revidiert, doch ist diese Idee noch immer tief verwurzelt. So ist es noch dem heutigen Papst ideologischerweise einfacher, eine Synagoge in Rom zu besuchen, als nach Israel zu kommen.

Als Generaldirektor des Ministerpräsidenten Levi Eshkols wurde ich Ende 1963 beauftragt, die technischen Aspekte des Besuches von Papst Paul VI. vorzubereiten. Die Ankündigung der Reise kam völlig überraschend, und in kürzester Zeit bauten wir zum Beispiel in aller Eile eine Straße auf den Berg Zion hinauf, um einen Besuch des Coenaculums (des Raums, in dem das Abendmahl Christi stattgefunden haben soll) zu ermöglichen. Der Papst hat weder beim israelischen Präsidenten noch bei den Oberrabbinern einen Besuch abgestattet und schickte vom Flugzeug aus ein Danktelegramm an die israelische Regierung, Tel Aviv (sic!).

Seither sind, wie gesagt, Fortschritte erzielt worden, aber religiöse, staatliche und psychologische Probleme existieren noch immer. Unsere katholischen Freunde in aller Welt haben vorgeschlagen, die Unterschiede zwischen der katholischen Kirche und dem päpstlichen Staat auszunutzen, um eine Lösung zu finden, aber das ist auch nicht realisierbar. Die Angelegenheit wird jetzt dadurch erschwert, daß mehrere Kirchen, darunter die anglikanische und die katholische, dekolonisieren, und im Falle der römisch-katholischen Kirche zum ersten Mal ein Araber als lateinischer Patriarch ernannt wurde. Ich kann mir die Schwierigkeiten vorstellen, wenn palästinensischer Patriotismus mit christlicher Theologie in einer Brust vereint werden.

Die jetzigen Bemühungen zu einer Lösung des palästinensischen Problems werden sich sicherlich auch auf die katholische Kirche auswirken. Für alle Christen ist die Sorge um die christlichen Gemeinden in den arabischen Ländern äußerst wichtig. Die katholische Kirche ist dabei die größte Kirche, die sich verantwortlich fühlt, und sie muß bei jeder Geste Israel gegenüber daran denken, ob sie nicht diese Gemeinden in Schwierigkeiten bringen würde.

Wir sind überzeugt davon, daß wir mehr für die christlichen Gemeinden und darunter für die Katholiken getan haben, als irgendein anderer Souverän vor uns: Seit der Vereinigung der Stadt vor 24 Jahren sind zwanzig Renovationen, An- und Neubauten von christlichen Institutionen und Kirchen ausgeführt worden, davon sind sechzehn katholisch. Zehn weitere Projekte sind im Planungs- oder Ausführungsstadium, wobei die Hälfte katholische Gebäude betrifft. Viele dieser Bau- und Restaurierungsprojekte wurden von uns finanziell unterstützt, wie die Renovierung des Coenaculums, des maroni-

tischen Bischofssitzes der griechisch-katholischen Kirche, der größere Anbau am Benediktiner Kloster Dormition und viele andere.

Unser Einsatz für die allgemeine Bevölkerung bezieht sich nicht nur auf den religiösen Bereich. Als wir 1967 die total vernachlässigte jordanische Bevölkerung in unseren Stadthaushalt aufgenommen haben, eine Bevölkerung, die zum Beispiel gewohnt war, nur einmal wöchentlich fließendes Wasser zu erhalten, setzten wir uns ein für bessere Dienstleistungen.

In diesem Sinne haben wir in Jerusalem eine neue hochmoderne Poliklinik für die arabische Bevölkerung eröffnet, wobei auf die kulturellen und religiösen Aspekte der Patienten besondere Rücksicht genommen wird.

Natürlich sind wir keine Engel und haben auch Fehler begangen. Oft sind unsere Bemühungen, den Bedürfnissen des arabischen Sektors gerecht zu werden, wie zum Beispiel vermehrte Bauerlaubnis, regierungszuständig. Ähnlich wie zur Mandatszeit besitzen die Städte keine Vollmacht für politische Entscheidungen, jene liegt in den Händen der Regierung. So liegt beispielsweise die Zukunft des Bauwesens für den arabischen Sektor in den Händen des amtierenden Wohnungsministers.

Im Rahmen des Möglichen sollte die administrative Autonomie der arabischen Bevölkerung ausgeweitet werden. Die drei existierenden arabischen Minhalot (Nachbarschaftszentren) sind ein Sprosse für die erwünschte Erweiterung der administrativen Autonomie von Minderheiten. Eine neue Gesetzgebung sollte auch für die existierende kulturelle und religiöse Autonomie garantieren.

Vieles hätte schon erreicht werden können, wenn die arabischen Bewohner sich nicht durchgehend geweigert hätten, dem Stadtrat beizutreten. Jerusalems Mittel sind beschränkt, aber das demokratische System funktioniert besser für Menschen, die daran teilnehmen, statt am Rande zu stehen und nur »bitte gib« zu sagen.

Nur andauernde Toleranz und Geduld, geleitet von Vernunft und Zurückhaltung, kann den Frieden im Jerusalem der Zukunft näher bringen. Die internationalen politischen Aktivitäten für eine friedvolle Ordnung im Nahen Osten betreffen auch Jerusalem. Doch sollte Jerusalem einer der letzten Punkte auf der Tagesordnung jeglicher Friedensverhandlungen sein.

Erst nach einer friedlichen allgemeinen Lösung besteht eine Chance für Jerusalem. Dabei darf Jerusalem keinesfalls wieder zur geteilten Stadt verurteilt werden. Auch sind zwei Hauptstädte in einer vereinten Stadt utopisch. Die Existenz von zwei Gerichtswesen, zwei Polizeiorganisationen und einer Zolllinie würde in kürzester Zeit unvermeidlich zur Teilung der Stadt führen.

Hinzu kommt, daß die Beziehung des jüdischen Volkes zu Jerusalem sich mit jener der Araber nicht vergleichen läßt. Jerusalem ist die einzige heilige Stadt der Juden und wird in der Bibel über fünfhundertmal erwähnt. Die Mohammedaner haben vor Jerusalem die heiligen Orte Mekka und Medina, und Jerusalem ist im Koran nicht erwähnt. Schon seit 150 Jahren ist die Bevölkerung der Stadt mehrheitlich jüdisch. Als die Jordanier noch in Ost-Jerusalem herrschten, hatten sie beschlossen, Amman als Hauptstadt aufzubauen.

Wir werden weiterhin darauf bestehen, daß das vereinte Jerusalem, das heute die größte Stadt Israels ist, seine Hauptstadt bleibt. Jerusalem personifiziert die Einheit Israels und wurde deshalb schon zur Zeit von König David nicht unter die Stämme aufgeteilt. Jerusalem ist aber auch die Stadt, in der alle Völker willkommen sind (Ps 122,3:

Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammen kommen soll). Wir pflegen dieses Mosaik von multikulturellen und religiösen Steinchen mit viel Liebe und Eifer. Vieles tun wir, weil wir daran glauben, daß wir die Minderheiten so behandeln müssen, wie wir es wünschen, daß Juden in der ganzen Welt behandelt werden sollten.

Gewalt, Tod und Erlösung: Flannery O'Connor

Von Curt Hohoff

In der Mitte des 20. Jahrhunderts meldeten die zornigen jungen Männer Amerikas ihren Widerspruch gegen die konformistischen Ideale des Lebens an. Sie wurden als Anarchisten abgetan. Ihr Lebensstil, sagte man, erschöpfe sich in stampfendem Rhythmus, Rausch und Drogenverzehr. Die amerikanische Alltagssprache hat dafür alten Begriffen eine neue Auslegung gegeben. Am wichtigsten und auch in Europa durchgedrungen ist das Wort *beat* (schlagen). Man sprach von einer Beat-Generation, von Beatnik (Antikonformist) und Beatmusik. Auch das Wort *freak* wurde umgepolt. Ursprünglich bedeutet es Mißgeburt und Mißbildung, dann aber Monstrum, irrer Typ, ausgeflippter Spinner. Der Typ ist weit verbreitet und gilt – im Zusammenhang mit Verweigerung und Gefährdung durch Drogen und zelotische Sekten – als unbelehrbar und unbekehrbar.

In diese Szene gehörte die Erzählerin Mary Flannery O'Connor, 1925-1964. Sie wurde als literarischer Freak bezeichnet, weil aus ihr der Geist der Empörung gegen den *American way of life* und den allgemein verbreiteten Konformismus sprach. Vor allem wandte sie sich gegen den spießbürgerlichen amerikanischen Hochmut, *God's own country* zu sein, der das Land gegen den Einbruch der Gnade abschirmt. Der Widerspruch wird personalisiert in Kindern, Verbrechern, Freaks und verrückt gewordenen Gestalten. In ihrer Satire *Ein letztes Treffen mit dem Feind* erzählt sie von einem 104-jährigen General. Er kennt nichts Schöneres, als in seiner Galauniform von Teenagern beklatscht zu werden – bis er tot aus seinem Rollstuhl fällt.

In dieser absurden Welt gibt es nur *ein* Heil. Sein Name ist Jesus, die Erlösung durch Jesus. Und damit fällt die katholische Dichterin aus jener Szene heraus und stellt ihrerseits eine große Ausnahme dar. Während die Beatgeneration im Widerspruch verkommt, hält sie an der Erlösung durch Jesus fest – der ja auch ein Verweigerer war und die verlorenen Kinder Israels suchte, der den Blinden und Lahmen, den Zöllnern (als Typ des Verräters am Volk) und den Huren das Heil versprach.

Flannery O'Connor hat zwei Romane und etwa sechzig Erzählungen geschrieben. Das Besondere daran ist nicht der gedrängte Stil und die Sprache des amerikanischen Idioms mit Kürzungen, Verbalhornungen und ordinärem Witz, wie sie von I.D. Salinger (*Der Fänger im Roggen*) mit Welterfolg benützt wurde. Das Besondere ist, daß es gelang, ihre Botschaft (»Jesus«) knapp und eindringlich zu vermitteln, nicht predigend, la-